



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., H.: Friede.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Friede.

Wann wird jemals der keimende Frühling aufhören von frohen Menschen besungen und gefeiert zu werden? Niemals, so lange laue Winde den strengen Frost ablösen, geborstene Eisschollen thalabwärts treiben, die Sonne Macht gewinnt, und der weite Plan der Felder sich grün kleidet. Selten hat der Frühling länger gezaudert mit seiner Einkehr bei uns in Mitteldeutschland als dieses Jahr. In den Wochen, wo wir sonst Schneeglöckchen brachen, lagen unsere Ebenen und Höhen noch tief unter Schnee und Eis. Mit einem Male, wie mit einem Zauberschlag, ist diesmal der Frühling ins Land gegangen, nach Stunden fast schied sich die milde Jahreszeit von der strengen am letzten Sonntag des Februar. Nieder sanken die Nebel vor den wärmeren Strahlen der steigenden Sonne. Tausende entrannen der winterlichen Knechtschaft des Hauses und suchten im Freien die reinere Luft, die freudige, leichte Bewegung. Aber eine ernstere, weihvollere Stimmung lag heut auf der Menge, als sonst bei der fröhlichen Wiedergeburt der sonnigen Tage. Man kürzte diesmal eilend den sonntäglichen Spaziergang und strebte zur Stadt zurück, an die Quelle der elektrischen Botschaften. Denn in der Luft lag die Gewißheit des Friedens, nach langem heißen blutigen Krieg; jede Stunde konnte die feierliche Bestätigung bringen, durch den theuren Namen des greisen kaiserlichen Kriegsherrn verbürgt, der den Deutschen über den Frieden gebietet, wie über den Krieg. — Doch der Sonntag sank hinab ohne die Bestätigung. Auch Diejenigen, welche die Mitternacht erwarteten, wo die Waffenruhe ablief, und von Neuem der Krieg in sein Recht treten sollte, mußten die Ruhe suchen ohne Friedensbotschaft. Nicht ohne Bangen und Sorge begab sich am Montag das deutsche Volk an seine Werktagarbeit. Waren in der letzten Stunde noch die Friedensverhandlungen gescheitert? Mußte nun wirklich von Neuem unabsehbar die blutige Arbeit beginnen? Der Racenkrieg, wie die unbelehrbarsten unserer Feinde verkündeten? Wenig Andacht blieb den Deutschen für ihre Alltagsgeschäfte, ehe diese ernste Frage gelöst war. Die Straßen waren bevölkerter als sonst, dichte Gruppen umdrängten das Telegraphenamts, das Rathhaus.

Mit einem Male tragen Hunderte zugleich die frohe Gewißheit des Friedens durch die Straßen. In wetteifernder Eile werden die Fahnen aufgezogen. Dann erscheint in Maueranschlägen und zahllosen Extrablättern die Friedensbotschaft des Kaisers an seine Gemahlin: „Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß soeben die Friedenspräliminarien unterzeichnet worden sind. Nun ist noch die Einwilligung der Nationalversammlung in Bordeaux abzuwarten.“ Gleichzeitig erfährt man die bis zu dieser Stunde schwankenden Bedingungen des Friedens: Die Abtretung von Elsaß außer Belfort, von Deutsch-Lothringen einschließlic Meß; eine Kriegssentschädigung von 5 Milliarden Francs oder 1½ Milliarde Thaler; Besetzung des Feindeslandes bis zur Tilgung der Summe, wozu dem Feinde drei Jahre Zeit vergönnt werden. — Nun schwillt immer ansehnlicher die stuthende Menge, die mit dem Fahnenwald zusammenwächst in eine dichte wallende Masse. Das ist kein Werktag mehr, und kein gewöhnliches Festtagsgewühl. Nur hohe Gedenk- und Feiertage unserer Geschichte und etwa der Freudentag über die Capitulation von Sedan hatten Aehnliches aufzuweisen. Seitdem wir in diesen Mauern die fünfzigjährige Feier der großen Völkerschlacht erlebten, wo die Veteranen der Freiheitskriege in den verschollenen Uniformen der Lüthow'schen Jäger und der Schill'schen Husaren von den Octobertagen erzählten, da einst hier die Weltmacht des corsischen Tyrannen gebrochen wurde, haben wir nichts Aehnliches gesehen. Aber ein anderer Geist als damals beseelt die Tausende der heutigen Sieges- und Friedensfeier. Was dem Deutschen damals freimüthig beim Gläserklang als höchstes Ziel der Zukunft seines Staates über die Lippen kam, das ist heute in der Verfassung des Reichs das feste Staatsgrundgesetz aller deutschen Stämme geworden. Was damals schüchtern der Kühnste begehrte, die Eintreibung der alten vergessenen deutschen Forderungen auf die Berge des Wasgau, die Niederungen der Lothringischen Mosel, Straßburg und Meß, die alten Reichsvesten wider den Erbfeind, ist uns im Frieden nach Jahrhunderten wieder zurückgegeben. Und wieder wie damals weilen manche der Helden unter uns, die mit ihrem Blute Deutschland diese stolze Stunde heraufführten; es sind jugendliche Gestalten, die, wenn auch verstümmelt und mit Narben bedeckt, doch berufen sind, manchem der Heranwachsenden noch mit ihren ruhmvollen Wunden zu künden die Größe dieser Tage, und den Ernst der Pflichten, welche sie uns und den Nachlebenden gebieten.

„Mit tiefbewegtem Herzen, und mit Dankbarkeit für Gottes Gnade“ nur können wir, Kämpfer und Nichtkämpfer, die Kunde dieses Friedens hinnehmen, den unsre Waffen unter Gottes unwandelbarem Beistand uns bereiteten. In diesem demüthigen innigen Ausblick zu dem höchsten Lenker der Schlachten ist unser ganzes Volk, Fürst, Heer und Bürger einig gewesen von dem ersten Tage an, da in unser friedliches Schaffen die freche Kriegsdrohung

des Erbfeindes geworfen wurde, und unsre Heersäulen die feindlichen Grenzen überschritten, bis zu dieser Stunde, die dem Kriege dauernd ein Ziel setzt. Der Gedanke, daß sein Wille geschehe, daß sein Auge über aller Noth und Drangsal dieses Krieges vernünftig und barmherzig walte, hat unser ganzes Volk erfüllt, als die ersten ruhmvollen Siege gemeldet wurden, als die Blüthe unsrer Jugend zu Tausenden und Abertausenden hinsank, als der Feind bezwungen zu unsern Füßen lag. So auch nun, da er uns wieder den Delszweig herabreicht, und den Völkern Frieden sendet.

Nicht mit dem Stolz und Uebermuth, mit dem unsre Feinde wohl Frieden geschlossen hätten im Herzen unsres Landes, tragen wir die blutgedüngte schwererworbne Ernte dieses Krieges unter Dach. Nicht nach Quadratmeilen und Seelenzahl messen wir den Erwerb, den der Friede unserm Lande hinzubringt, nicht mit habstüchtiger Freude an dem blinkenden Gold der feindlichen Kriegsbuße den Gewinn für unsre Staatskassen. Wir haben in Beidem nur begehrt und genommen, was uns von Rechtswegen gehörte: an Land und Leuten nur soviel als zur Sicherung der Grenzen unsres Reiches nothwendig war oder durch Sprache und Abstammung zu uns gehörte; an Geld nur den kleinsten Theil dessen, was der Krieg dem Wohlstand unsres Volkes gekostet hat. Selbst die stärkste Festung des südöstlichen Frankreich, Belfort, die Berge und Thäler, wo die Helden des General Werder dreifache Uebermacht brachen, lassen wir Frankreich, und unsre an der Elsaïne gefallenen Spartaner werden in fremder Erde ruhen. Mäßigung und Bescheidenheit also wird uns der bitterste Feind nicht absprechen können (er müßte denn so guten Grund zu ohnmächtigem Mergel haben, wie das stolze Albion), selbst nicht die große Mehrheit der erwählten Vertreter unsrer Feinde. Und welche Aufgaben, welche Fülle neuer Pflichten erwachsen uns aus dem Erwerb dieses Friedens. Nichts einfacher und bequemer, als die Behandlung, die der brutale Eroberer dem in seine Gewalt gegebenen eroberten Land und Volk angedeihen läßt. Wenn irgend wer, so wissen wir Deutschen davon zu reden, was sich durch politischen Raubbau auch in einem so mittelmäßig begüterten Volke wie dem unsrigen aufbringen läßt. Noch heute leiden wir an den Folgen jener Erpressungen, welche das Herrschersystem des ersten Napoleon und seines saubern Bruders Jerome in Deutschland ausmachten. Und Elsaß und Lothringen sind unendlich viel wohlhabender als wir zu Anfang dieses Jahrhunderts waren, ja mit Elsaß kann sich wohl nur das reichgesegnete Baden an Naturkraft, Sachsen an industrieller Blüthe vergleichen. Zudem haben ja diese Länder unsern Feinden die tüchtigsten Krieger gestellt; ihre Bevölkerung hat häufig zu fanatischem Volkskrieg, zu Mord und Hinterlist gegen unsre Truppen sich erhoben. Aber nichts liegt uns ferner, als für die schamlose Knechtung Deutschlands durch die Franzosen unter ihrem siegreichen

Kaiser, nun späte Rache zu nehmen an den blutsverwandten Bewohnern der reichen Länder, die uns der Friede schenkt. Wir wissen, daß das Bewahren schwerer ist, als das Erwerben, aber wir gehen mit Freude und Liebe an die große, edle Aufgabe, die langentfremdeten Brüder wieder an unserm Herde heimisch zu machen. Ihnen soll selbst ein guter Theil des Geldes zu Gute kommen, das ihre bisherigen Landsleute uns auch für die von ihnen uns vernichteten Güter und Werthe zu zahlen haben. Wir erlösen sie von dem Drucke der gewaltigen französischen Staatsschuld, wir befreien sie von dem Bann der französischen Sprache, der das deutsche Kind von der ersten Schulstunde an in die Formen und Gedanken welschen Geistes zwang, die protestantischen Kinder an die verflachende katholisirende Lehrweise der Schulschwestern und Schulbrüder gewöhnte. Die Freiheit des Handels und Verkehrs, in der Frankreich uns so lange Lehrmeister war, finden sie auch bei uns. Vielleicht bietet uns die erworbene Kriegsbufe sogar Gelegenheit in einem noch weit höherem Sinne, als das Geldsystem Frankreichs jemals vermochte, unsern neuen Reichsgenossen in deutschen Goldmünzen zugleich die Welthandelsmünze zu bieten.

Auch wir für uns selbst sind, meinen wir, vor der Gefahr bewahrt, von diesem stolzesten Tage Deutschlands an das bescheidene Maß außer Augen zu setzen, und in eitlem Ruhmestaumel den Weg zu sicherem Niedergang zu beschreiten. Wir sind uns bewußt, daß nicht uns Lebenden allein, nicht jenen Hunderttausenden nur, welche im Juli gen Frankreich zogen, und von denen nun so viele nicht heimkehren, nicht nur den Feldherren und Führern, nicht den Kriegern allein oder allein dem deutschen Kanzler der hohe Preis dieses Friedens zu danken ist. Sondern drei Geschlechter deutscher Männer haben mit Hingebung gearbeitet, gerungen und gelitten, um dieses Ziel zu erreichen. Wir vermögen nun zu erkennen, warum Gott unserm Volke die schwere Prüfung sandte unter dem ersten Frankenkaiser. Von dieser Zeit an schreibt sich die Arbeit an unserer nationalen Wehrkraft, die sich in diesem Kriege so unwiderstehlich erwiesen. Wir vermögen jetzt zu ermessen, daß auch die Fesseln dumpfer Kleinstaaterei, in welche Deutschland fünfzig Jahre geschlagen war, um so nachhaltiger das große Werk unseres deutschen Staatsmannes förderten, das er seit zwanzig Jahren unermüdet verfolgte: die Vollendung des nationalen Staates. Die freudige Stunde ist nicht zu Streit und Vorwürfen da — so wenig, wie unsere heimkehrenden Sieger begreifen werden, daß daheim der alte Parteihader über alte und neue Streitpunkte noch fortbesteht — aber was wäre aus uns geworden, wenn diejenigen Recht behalten hätten, die dem Bunde die Mittel verweigern wollten, die sich mit ihren überlebten Vorurtheilen und mit der weinerlichen Klage über die Vergeudung der Volkskraft für das Heer an jeden Fortschritt unserer Staatsmacht, unsres Kanzlers hemmend und niederziehend hefteten. Möge man nimmer vergessen, daß das

Beste, was dieser Krieg uns sichert, im Friedensvertrage selbst nicht steht: Die Einheit der deutschen Nation, daß sie nur gewonnen wurde durch die Arbeit von Jahrzehnten, durch das Blut Tausender, daß sie fest gegründet bleibt gegen die vereinte Mißgunst und Scheelsucht der auswärtigen Mächte nur durch den einmüthigen vaterländischen Sinn aller deutschen Staatsbürger, durch selbstlose tapfere Hingebung an den deutschen Staat, der von so kräftigen Händen geleitet wird.

In diesem Sinne mögen die Wahlen zum ersten Deutschen Reichstag, die unser Volk vollzieht, wenn diese Blätter ihm vor Augen treten, Männer auf die Sitze des Parlamentes erheben, welche dem Vaterlande durch Werke des Friedens, durch die Förderung und den Ausbau des nationalen Staates denselben Ruhm und dieselbe Achtung bei allen Völkern erwerben, wie dieser Friede mit dem stolzesten Feinde Deutschlands.

S. B.

Die Poesie des Krieges bei den Griechen.

(Schluß des ersten Theils).

Blicken wir von den Einzelnen auf die Massen, so wird schon ihre Zusammensetzung und Bewegung unter dem Bilde von Naturerscheinungen aufgestellt.

Griechen und Troer stehen sich vor dem Kampf einander gegenüber wie zwei Wolken, die Kronion bei Windstille, so lange Boreas und die übrigen Winde noch schlafen, regungslos auf den Bergesgipfel gestellt hat. Ein andresmal sind beide Heere zur Ruhe verwiesen, damit ein Zweikampf zwischen Hektor und einem der Achäer entscheide. Auch Athene und Apollo haben sich unterdessen in Gestalt von Geiern auf einer hohen Buche niedergelassen und genießen des Anblicks. Die Schlachtreihen aber sitzen dichtgedrängt, von Schildern und Helmen und Speeren starrend, in der Ebne: sie wogen, wie wenn sich ein Schauer des eben aufsteigenden Zephyros (des Nordwestwindes) über das Meer ergießt, das unter ihm sich schwarz färbt. Als sich aber ein drittesmal die eng geschlossenen Phalangen der beiden Mias in die Schlacht bewegen, erscheinen sie wie eine Wolke, die ein Ziegenhirt von seiner Höhle aus über das Meer unter dem Wehen des Zephyros kommen sieht, von weitem schwarz wie Pech, denn sie führt ein heftiges Unwetter mit sich: er schaudert und treibt seine Herde in die Grotte. Und das unablässige Heranstürmen immer neuer Schlachtreihen ist wie die Brandung am Meeresufer. Von der hohen See her kommt sie mit dem Helm von Schaum, dann